

Literatur

Das Auge im Wort

Friedmar Apel erkundet in der Literatur das Visuelle

„Nach und nach lernte ich sehen.“ Goethe, hier in der Rede des Zweiundzwanzigjährigen „Zum Shakespeares Tag“, hat es wieder einmal als Erster gewusst: Ohne das genaue, systematisch eingeübte Hinschauen auf die Dinglichkeit der Welt, das im verweilenden Blick zur Anschauung wird, aus der sich der ästhetische Blick des Künstlers wie der objektivierende Blick des Naturwissenschaftlers herauschälen lassen, kann keine Literatur entstehen, keine Beschreibung von der Welt und unserer Anwesenheit in ihr. Goethes Fixierung auf das Auge als primäres Wahrnehmungsorgan hervorzuheben ist nicht neu – sie jedoch in einen Kontext zu stellen, der bis in die Literatur unserer Tage, bis zu Claude Simon, Herta Müller, Peter Handke reicht, schon. Eben dies unternimmt Friedmar Apel mit seinem Brevier „Das Auge liest mit“.

Apel beginnt seinen Streifzug durch eine Literaturgeschichte der visuellen Sinnlichkeit mit einem Blick in Phänomenologie, Begriffsgeschichte sowie neuere Positionen von Hirnforschung, Konstruktivismus bis Kunstgeschichte, die allesamt dem Sehen eine Hauptrolle bei der Konstitution des sich und seine Welt erkennenden Ich zuschreiben. Als Literaturwissenschaftler tritt er für eine Hermeneutik ein, die sich auf das Sehen als konstitutiv für das Erzählen besinnt. Zentral ist für ihn die ästhetische Kategorie der Aufmerksamkeit: „Aufmerksames Betrachten ist also eine Kulturtechnik, in der sich das Subjekt seiner Autonomie versichert, die Darlegung des Seherlebnisses aber ist als aufmerksam und sichtbar machen eine Kommunikationsform, die auf Genuss durch Wahrnehmung zielt.“ Dies ist auf Goethe gemünzt, aber es gilt zunächst für alle nachfolgenden literarischen Sichtbarkeitsentwürfe, mögen sie von ihm abweichen und den in der Anschauung liegenden „Genuss“ wie E. T. A. Hoffmann in Frage stellen oder sich wie Hofmannsthal im Wissen um die Unwiederholbarkeit des ‚ersten Blicks‘ elegisch auf ihn besinnen – noch die Wahrnehmungsexerzition eines Jünger oder Handke führen positiv reaktivierend auf ihn und damit eine am Auge des konkreten Subjekts geschulte Poetik zurück.

Freilich mag es sein, dass Apel die Blickgeschichte des modernen Subjekts immer noch, dem gängigen Modernetopos als Verfalls- und Kontingenzepoche geschuldet, zu sehr als eine Verlustgeschichte von Autonomie und

Gestatten, der deutsche Jeeves

Jürgen Carl, Concierge im Hotel „Frankfurter Hof“, liebt seine Gäste, schöne Literatur und die Buchmesse. Jetzt legt er einen Band mit Erinnerungen vor.

Es ist das unzeitgemäßeste Buch, das sich denken lässt. Während Julia Roberts die Zuschauer von „Eat Pray Love“ im Kino dazu ermutigt, aus jeder Regung ihres Gemüts eine Fernreise zu machen, veröffentlicht Jürgen Carl, Concierge in einem der besten, dienstlich also anspruchsvollsten deutschen Hotels, ein Buch mit dem Untertitel „Vom Glück, für andere da zu sein“. Das Glück, von dem hier die Rede ist, hat ihn jahrzehntelang in der Halle des „Frankfurter Hofes“ festgehalten und, weit vor der Beachtung seines eigenen Wohls, in der Sorge um das anderer Menschen bestanden. Genau in dieser Position, so die am stärksten aus der Zeit gefallene Betrachtung des Buches, hat Carl seinen Platz gefunden. Dabei muss man in seiner Stellung, wie er selbst es ausdrückt, fortwährend dazu bereit sein, den „Blitzableiter“ für das Gästegewitter zu geben, das durch die Hotels dieser Welt tobt. Das ist anstrengend, gibt der Tätigkeit des Concierges aber auch eine Bedeutung, aus der Carl ein gerüttelt Maß beruflichen und persönlichen Stolzes zieht: „Er schützt das Haus.“

Den „Frankfurter Hof“ beschützt Jürgen Carl seit mehr als vierzig Jahren. Jeder, der ihn kennt, wird bestätigen, dass er zu den freundlichsten und höflichsten Menschen gehört, die man sich vorstellen kann. Man darf daher davon ausgehen, dass er in den langen Jahren seiner Berufstätigkeit mehr menschliche Dummheiten mit ansehen musste, als er hier beschreibt. Dabei haben Berichte darüber, wie Menschen sich in Hotels danebenbenahmen, schon immer zu den Themen gehört, die bei Menschen außerhalb der Hotels auf großes Interesse stoßen.

Keine Neugier dieser Art wird in Carls Buch befriedigt. Gäste, die in der Vergangenheit seinen Standards nicht genügen konnten, finden sich in seinem Buch nur hier und da und ohne Nennung ihres Namens wieder. Wer sich hervorragend verhalten hat, wird meist ebenfalls anonym gelobt. Ausschließlich Menschen, die ohnehin jeder kennt und die sich besonders gut benommen haben, kommen mit ihrem vollen Namen vor. Caterina Valente zum Beispiel, die den unerfahrenen jungen Hoteldiener durch die Freundlichkeit bezaubert, mit der sie über seine



Für viele Gäste und Besucher ist er das freundliche Gesicht der Buchmesse: der Concierge des „Frankfurter Hofes“, Jürgen Carl

Foto Frank Röth

Einmischung in ihr Gespräch mit einem anderen Gast hinweggeht. Oder Margaret Thatcher, die nach ihrem Aufenthalt einen Brief schickt, in dem sie nicht nur dem Management, sondern allen Angestellten des Hotels für ihre Mühen dankt.

Jürgen Carl ist diskret. Die Schriftsteller, die er zur Buchmessenzeit so gern in Frankfurt begrüßt, müssen anders vorgehen, als er es tut. Jede Schwäche des Personals ihrer Bücher muss an den Tag, sonst wird kein Kunstwerk daraus. Carls Beruf hingegen erfordert es, den Schwä-

chen der Menschen zunächst abzuwehren und dann von ihnen zu schweigen. Die Angehörigen der Buchbranche, die in den nächsten Tagen wieder in den „Frankfurter Hof“ einfallen werden und aus den Messtagen die für Carl schönste Jahreszeit machen, lieben ihn dafür, dass er beides und noch viel mehr kann. Hier liegt der Grund dafür, dass die Gäste seines Hotels, was nicht im Buch steht, ihn nicht nur als „Herr Carl“ anreden, sondern ihn auch untereinander gern so nennen.

Weil das Buch, das dieser wirkliche Gentleman nun vorgelegt hat, trotz aller Höflichkeiten auch davon erzählt, welche Regeln und Regelbrüche mit dem Finden des eigenen Platzes einhergehen, ist aus ihm mehr geworden als ein Band ausgewählter Erinnerungen. Es gibt herrliche Vignetten aus der Zeit des Wirtschaftswunders, als Gäste zu Messezeiten nichts dagegen hatten, sich zwischen überbelegten Zimmern im Bademantel und mit der Zahnbürste in der Hand zu begegnen. Zu lesen ist auch der Rechenschaftsbericht eines Mannes, der durchaus weiß, was er tut und warum er es so haben will. In zahlreichen seiner Passagen aber ist „Der Concierge“ darüber hinaus ein entfernter Verwandter von Asfa-Wossen Asserates „Mannieren“, verfasst nicht von einem Angehörigen des äthiopischen Kaiserhauses, sondern von einem Flüchtlingskind aus Schlesien, das nach dem Krieg mit seinen Geschwistern in einem bayerischen Kinderheim aufwächst und weiß, warum Menschen aufeinander achtgeben müssen.

Die Erinnerungen des Flüchtlings, der sich als Jugendlicher für eine Handwerkerlehre entscheiden musste, handeln zunächst von der lebensverändernden Kraft der Bücher, von der Magie der Selbstfindung durch Erfindung. Thomas Manns „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“ geben dem hart arbeitenden Gärtner im Mannheim der fünfziger Jahre die Kraft, sich aus der für ihn vorgesehenen Laufbahn zu befreien. Anders als Manns charmanthem Helden geht es dessen durch und durch ehrlichem Anhänger aber nicht um Schwindeleien. Carl beschränkt seine Erfindungskraft auf das Lösen der realen Probleme seiner Gäste, denen er von Zeit zu Zeit so trickreich vorkommen muss wie der unnachahmliche Butler Jeeves in den Romanen von P. G. Wodehouse. Für sein Buch hat Carl sich auf die Hilfe der Ghostwriterin Sibylle Auer verlassen, der Stil jedoch ist sein eigener: ohne Umschweife, knapp und klar. So kann er das besonders gut sagen, was den eigentlichen Kern seines Buches ausmacht: wie es Menschen gelingt, gerade dadurch gute Figur zu machen, dass sie sich um eines anderen willen Mühe geben.

FLORIAN BALKE

Jürgen Carl: „Der Concierge“. Vom Glück, für andere da zu sein. Lübbe Verlag, Köln 2010. 250 S., geb., 17,99 €

Sachbücher in Kürze

Kunstfälschungen

Im Vergleich zum genialischen Künstler ist der Fälscher ein Antiheld. Seine Motive sind Gier und ein unbefriedigtes Geltungsbedürfnis. Eric Hebborn, Edgar Mrugalla, Elmyr de Hory, Han van Meegeren und viele mehr haben Kunstwerke gefälscht. Die Kunsthistorikerin Susanna Partsch versucht, ihre Geschichten gleichzeitig flüssig und so fundiert wie möglich zu erzählen. Eindeutige Aufklärung ist bei diesem Gegenstand nur bedingt zu erwarten. Dafür erfährt man, welchen Mustern Fälscher folgen, und es entsteht eine Vorstellung davon, wie instabil die Grundlage mancher Zuschreibungsdiskussion eigentlich ist. Zusätzlich erinnert Susanna Partsch daran, wo diese Diskussionen wiederaufgenommen werden könnten. Zu Recht ist die Autorin Fälscherbiographien gegenüber stets vorsichtig. Schade ist, dass diese Vorsicht sich nicht auf alle Personen erstreckt. Was sie über den Entstehungsprozess des Modigliani-Werkverzeichnis von Marc Restellini schreibt, liest sich doch recht luftig und unnötig aufgeregt: „Restellini wird immer wieder aufgefordert, vermeintliche Modiglianis in das Werkverzeichnis mit aufzunehmen – gegen eine ‚kleine‘ Anerkennung in Höhe von einer sechsstelligen Summe (in Euro, versteht sich). Andererseits nehmen die Morddrohungen gegen ihn zu.“ Die trübe Wirklichkeit ist inzwischen schon weiter: Restellini leitet erfolgreich ein Pariser Ausstellungshaus, fühlt sich von französischen Museumskollegen bedrängt, und die Kunstwelt hat inzwischen einen veritablen Skandal mehr, nämlich das Fälschungskonglomerat der „Sammlung Jägers“. Langweiliger wird die Vorgeschichte dieses jüngsten Falls – und die liefert das Buch – dadurch allerdings nicht. (Susanna Partsch: „Tatort Kunst“. Über Fälschungen, Betrüger und Betrogene. C.H. Beck, München 2010. 236 S., Abb., br., 12,95 €.) gran

Todesanzeigen

Als vor einem Jahr ihre erste Auswahl von ungewöhnlichen Todesanzeigen unter dem Titel „Aus die Maus“ erschien, da ahnte man schon, dass die beiden Sammler dieser Belegstücke des Umgangs mit letzten Worten, Christian Sprang und Matthias Nöllke, das Genre nicht erschöpft hatten. Wer sich dessen vergewissern wollte, der konnte sich zwischendurch auch auf der Website www.todesanzeigen.de umsehen. Der große Erfolg des Buchs hatte den Zufluss an Fundstücken noch einmal deutlich erhöht – wovon die Sammler im Vorwort zum nun erschienenen Folgeband berichten. So vieles fällt da bemerk-